



Integration als Leitidee für Musikhochschulentwicklung *Ein Blitzlicht*

Ulrich Mahlert

Musikhochschulen sind diverse Gebilde. Keine ist wie die andere; was die eine nicht bietet, findet sich andernorts, was hier nicht klappt, gelingt dort. Schon deshalb sind Generalisierungen fragwürdig. Ergiebiger erscheint mir, eine Leitidee zu wählen und sie als heuristisches Instrument zum Erkunden der Verhältnisse vor Ort zu verwenden. Vielleicht hilft das Licht einer solchen Leitidee, genauer als üblich hinzuschauen, Unbefriedigendes wahrzunehmen, den Gefahren von Routine und Betriebsblindheit entgegenzuwirken und die eine und andere Verbesserung auf den Weg zu bringen. Dazu möchte ich anregen.

Meine Leitidee lautet „Integration“. Ich verstehe darunter einen grundlegenden Vorgang von Bildung. Integration ist nicht bloße Hinzufügung, Addition von Inhalten, sondern Anverwandlung im doppelten Sinn: nämlich sowohl Assimilation, also Einbeziehung einer zunächst externen Gegebenheit in ein bestehendes Gefüge, wie auch Akkomodation, also die durch die Einschmelzung des zunächst Anderen bewirkte Veränderung des ursprünglichen Gefüges.

Unter dem Aspekt „Integration“ lassen sich alle möglichen Bereiche und Beteiligten einer Musikhochschule betrachten: die großen und die kleinen Strukturen, Einrichtungen, Reglements, die damit verbundenen Beziehungen der Lehrenden und der Studierenden, und zwar jeweils innerhalb beider Gruppen wie auch zwischen ihnen. Auch für das Verhältnis der verschiedenen Fächer, Ausbildungsbereiche und Klassen kann „Integration“ als Leitidee betrachtet werden. Zudem ist Integration für jede einzelne Person, für jede Studierende, jede Lehrende, eine Bildungsaufgabe. Sie besteht im Einschmelzen des Gelernten und Erfahrenen in die eigene Persönlichkeit und deren dadurch ermöglichte Horizonterweiterung. Unverzichtbar für eine gute Hochschulausbildung ist das fortwährende

Integrieren studentischer Interessen und Bedürfnisse in die Lehre. Das setzt viel Aufmerksamkeit, Sensibilität und Flexibilität voraus – nicht zuletzt auch die Fähigkeit, eine Atmosphäre zu schaffen, in der diese Interessen hervortreten können. Im Idealfall gewinnt eine Persönlichkeit durch das Ausrichten ihres Handelns auf die Leitidee der Integration die kostbare Qualität der „Integrität“: die Fähigkeit zu stimmigem, durch Wissen aufgeklärtem, verantwortungsvollem, zwischenmenschlich transparentem und sozial förderlichem Handeln.

Das Bedeutungsspektrum des positiven Begriffs Integration lässt sich indirekt durch einige negative Gegenbegriffe andeuten: Desintegration, Separierung, Bezugslosigkeit, Beziehungsarmut, Fremdheit, Entfremdung. Diese Gegenbegriffe benennen vorhandene Mängel und regen die Phantasie zu deren Überwindung an.

Die folgenden Ausführungen sind persönlich und mehr rück- als vorausschauend gehalten. Diese Option wähle ich, weil ich mich seit acht Jahren offiziell im Ruhestand befinde. Trotz weiterbestehender Lehraufträge bin ich nicht mehr so intensiv in den Betrieb einer Hochschule eingebunden wie vorher. Ich übererlasse es anderen, kompetente Lösungsvorschläge zu aktuellen Herausforderungen an Musikhochschulen zu machen.

Ich bin 1984, vor genau vierzig Jahren, zeitgleich mit dem ersten Jahrgang von *üben & musizieren*, als Professor für Musikpädagogik an die damalige Hochschule der Künste, die seit 2001 Universität der Künste heißt, nach Berlin gekommen. 32 Jahre war ich hauptamtlich an dieser großen Hochschule tätig, neben der Lehre zeitweise auch als Dekan und Vizepräsident im Bereich Musik. In diesem langen Zeitraum habe ich manches Bedenkenswerte zum Gelingen und Misslingen von „Integration“ erlebt. Sechs Begebenheiten möchte ich erzählen. An jede knüpfe ich eine kurze Überlegung. Vielleicht ergeben sich so einige Anregungen, die Leitidee der Integration als Scheinwerfer auf Gemengelagen in der jeweils eigenen Institution zu richten und integrative Fantasie zu entwickeln.

1. Als ich 1984 an die HdK kam, gab es zwei Musikfachbereiche. Im Fachbereich „Musik“ lag der Schwerpunkt auf der künstlerischen Ausbildung, im Fachbereich „Musikwissenschaft und Musikerziehung“ waren die pädagogischen Studiengänge angesiedelt. Auf der einen Seite also die künstlerisch Lehrenden, auf der anderen die Wissenschaftler und Pädagogen. Hier wie dort wucherten Klischees über die jeweils andere Gruppe. Künstlerisch Lehrenden erschienen Wissenschaftler und Pädagogen als verhinderte Musiker; letztere lächelten über geistferne Praktiker im anderen Lager. Ich gehörte mit meiner Musikpädagogikprofessur zum Fachbereich „Musikwissenschaft und Musikerziehung“. Der damalige Sprecher des anderen, also des künstlerischen Fachbereichs, wusste, dass ich auch Pianist war und an der Freiburger Hochschule Klavier unterrichtet hatte. Bald nach meinem Amtsantritt fragte er mich, ob ich mir vorstellen könne, auch Klaviermethodik zu unterrichten. Ich hatte große Lust, denn ich litt darunter, auf meiner neuen Stelle vom Klavier separiert zu sein. Ob sich das von Seiten „meines“ Fachbereichs und der Bestimmung

meiner Stelle machen lassen würde, wusste ich nicht, aber ich hoffte zuversichtlich auf eine Lösung. Dann aber wehrte sich vehement die im Fachbereich Musik angesiedelte Methodiklehrerin, der ich zur Seite treten und die ich eventuell nach ihrer Pensionierung fachlich beerben sollte. Fanatisch hielt sie „das Künstlerische“ hoch. In Wissenschaftlern beargwöhnte sie kunstferne Kopfmenschen mit Gefährdungspotential für die Sache der wahrhaft künstlerisch Lehrenden. „Die Klaviermethodik einem Wissenschaftler überlassen? Das ist der Ausverkauf unseres künstlerischen Anspruchs. Wollen wir wirklich, dass unser Fachbereich von der Wissenschaft in Beschlag genommen wird?“ Mit solch flammender Rede stimmte sie den integrationsbereiten Fachbereichssprecher um. Kleinlaut sagte er mir, dass man nun doch die Klaviermethodik ganz im Fachbereich Musik belassen wolle. Es täte ihm leid. Die Chance zu einer Integration von Musikpädagogik und Fachmethodik, zu einer Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis, auch zu einer Überwindung des Lagerdenkens, war vertan. Meine Lehre wäre bestimmt integrativer geworden, in der Sache wie auch in der Sicht von Studierenden und Lehrenden. Beide hätten erfahren: Da ist einer, der die beiden strukturell separierten Ausbildungsbereiche verbindet und ihre Verbindung in seiner Person beglaubigt. Es dauerte dann eine ganze Weile, bis es mir gelang, meine musikpädagogischen Lehrveranstaltungen künstlerisch zu bereichern, Kunst und Pädagogik zu verbinden.

Überlegung: Fachliches Bewusstsein wird stark von jeweils bestehenden Strukturen beeinflusst. Es ist gut, wenn starre strukturelle Abgrenzungen von Fächern und Fachbereichen vermieden werden. Strukturelle Enge und Inflexibilität behindern die Entfaltung vorhandener Potentiale. Fachliche Identität sollte mit integrativer Offenheit verbunden werden.

2. Nachdem damals die mögliche Verbindung von Musikpädagogik und Fachmethodik verhindert worden war, ergab sich bald unerwartet eine andere Erweiterung meines Aufgabenfeldes. Ein beliebter Kollege im Fach Musikwissenschaft, der von Musikpädagogik nicht allzu viel hielt, sagte mir eines Tages auf dem Flur: „Warum machen Sie nicht auch Lehrveranstaltungen in Musikwissenschaft? Da ist doch viel mehr Bedarf.“ Ich sagte, dass ich das sehr gern tun würde aber nicht wüsste, ob das mit meiner Stelle vereinbar wäre. Seine Antwort: „Ach was, Herr Mahlert, warum sehen Sie das so eng! Sie sind doch Musikwissenschaftler, für uns ist das kein Problem, wir sind froh, wenn wir unser Lehrangebot vergrößern können.“ Ich gab zu bedenken, dass ich schon jetzt in meinem Fach nicht alles schaffe, was eigentlich anzupacken wäre, zum Beispiel müsste ich mich auch um die Musikalische Früherziehung kümmern. Der Kollege wischte das weg: „Herr Mahlert, wir haben Sie nicht hierhergeholt, damit Sie Räppelchen spielen, sondern damit Sie was Ordentliches lehren.“ Na gut, sagte ich mir und ihm, dann biete ich jetzt jedes Semester ein Seminar in Musikwissenschaft an. Das lief problemlos. Niemand in meinem Fachbereich nahm daran Anstoß, niemand nagelte mich darauf fest, dass mein Fach die Musikpädagogik und nichts anderes sei. Durch die musikwissenschaftlichen Seminare

verbesserte sich mein Selbstwertgefühl in der Lehre. Gerade auch in meinem eigentlichen Fach zehrte ich von den andernorts erfahrenen Resonanzen. Mir schien, dass die Studierenden, die musikwissenschaftliche Seminare bei mir besucht hatten, mir in Musikpädagogik-Veranstaltungen mit mehr Sympathie begegneten und sich bereitwilliger auf dessen Inhalte einließen. Die fachliche Breite machte mich interessanter für sie.

Überlegung: Zuordnung der Lehre und der Lehrenden zu Fächern sollte nicht zu eng gezogenen Fachgrenzen führen. Integration lebt vom Ermöglichen. Wer etwas Ungeöhnliches machen will, soll es tun dürfen. Nötig dazu ist ein flexibler Umgang mit Strukturen wie Studienfächern, Stellenbestimmungen, Verwaltungsvorschriften. Statt Überregulierung wäre Deregulierung wünschenswert. Ein be- oder verhinderndes „Das geht nicht“ gegenüber unangepassten Ideen und Initiativen ist zunächst einmal ein Armutszeugnis.

3. 1996 fand an der damaligen Hochschule der Künste im Gefolge von aberwitzigen Sparmaßnahmen fast über Nacht ein Radikalumbau statt. Die bis dahin bestehenden elf Fachbereiche wurden in fünf, später vier Fakultäten umgewandelt, die Musikfachbereiche in einer Fakultät Musik vereint. Und siehe da: Alsbald verschwand das bereits erwähnte Lagerdenken. Musiker, Musikwissenschaftler und Musikpädagogen rückten zusammen; sie entdeckten, dass die anderen gar nicht so anders sind wie bisher – immer beiderseits gedacht. Die Zwangsvereinigung erwies sich als strukturelle Integration und bewirkte eine ungeahnte Kollegialität. Nun saß man in einem Boot und musste es gemeinsam flott halten.

Überlegung: Das Beharrungsvermögen bestehender Strukturen an Musikhochschulen ist hoch. Der konservatoriale Geist tendiert zur Verkrustung geschlossener Gesellschaften. Manche großdimensionierten Veränderungen gelingen nur durch rigide Umstrukturierungen von außen.

4. Die Bemühung um Integration kann auch überfordern. Die Zusammenlegung der ehemaligen Hochschulen für Musik und für Bildende Künste zur gemeinsamen Hochschule der Künste Berlin im Jahr 1975 war ein mit großen Hoffnungen befrachtetes Kolossalunternehmen. Das Ausmaß der als Utopie vorgestellten Integration der Künste unter einem institutionellen Dach blieb jedoch begrenzt. Ein substantielles Zusammenrücken oder gar ein Verbund der Künste in einer Institution lassen sich schwerlich von oben herbeiführen. Gelingen können solche Integrationsleistungen nur in wohlerwogenen gemeinsamen Projekten einzelner dafür offener Lehrender und Studierender. Künste bilden Biotope mit Recht auf Eigenständigkeit. Regulierungen zwischen ihnen müssen mit Behutsamkeit und Respekt vor ihrem Eigenleben vorgenommen werden. Wünschenswert wäre freilich, dass unter den Angehörigen der verschiedenen Biotope einer so großen Institution ein wechselseitiges Interesse aneinander kultiviert wird. Auch eine Universität der Künste ist keineswegs vor fachlichen Scheuklappen und vor Betriebsblindheit sicher. Ein kleines

Beispiel: Als eine externe Evaluationskommission sich die Unterrichts- und Veranstaltungsräume der Fakultät Musik anschaute, blickte ein Mitglied sich um und sagte dann erstaunt: „Merkwürdig. Ich dachte, das sei eine Universität der Künste. Aber in den Musikräumen ist nichts von Bildender Kunst zu sehen.“ Die Wände waren kahl.

Überlegung: Fächerübergreifende Integrationsbemühungen müssen den Biotopcharakter von Fächern, Studiengängen und den in ihnen Wirkenden in Rechnung stellen. Das Streben nach Integration bedarf als Schwestertugend des Respekts vor den biotopischen Identitäten von Organisationseinheiten und ihren Angehörigen. Annäherungen und Kontakte wachsen wohl besser in einzelnen „Bottom up“-Initiativen wechselseitig interessierter Lehrkräfte und Studierender als in verordneten „Top down“-Maßnahmen.

5. 1998 traf ich mich als Dekan der Fakultät Musik mit dem Leiter des Konservatoriums für türkische Musik in Berlin, Nuri Karademirli. Unsere Institutionen sollten voneinander profitieren, wir wollten sie beiderseitig füreinander öffnen. Etwas vom jeweils anderen sollte integriert werden. Der Fakultät Musik bot sich die Chance, authentische Lehrangebote im Gebiet türkischer Musik zu erhalten. Karademirli seinerseits wollte in seinem Konservatorium Pflichtkurse für Harmonielehre installieren, um die türkischen Schüler in ihrem Verständnis westlicher Kunstmusik zu fördern. Wir vereinbarten eine Kooperation, und zwar, da auf beiden Seiten keine Finanzmittel vorhanden waren, im Naturalien-tausch. Zwei interessierte Musiktheorielehrer gaben zusätzlich zu ihrem Deputat Tonsatz am Konservatorium für türkische Musik; Nuri Karademirli unterrichtete dafür in unserer Hochschule Schulmusiker in Theorie und Praxis türkischer Musik. Als ein Kurs aus dem türkischen Konservatorium in das HdK-Gebäude Fasanenstraße verlegt wurde, zeigten sich bei den Gästen Berührungängste. Um so selbstbewusster gerieten große Veranstaltungen, die das türkische Konservatorium mit Genehmigung des Kanzlers der HdK im Konzertsaal Bundesallee durchführte. Einen solchen Andrang in diesem Saal hatte ich noch nie erlebt. Allerdings erschienen nur Mitglieder der türkischen Community. Sie blieben unter sich. Mir schien, ich war der einzige Nicht-Türke. Misslich war, dass nach dem dreistündigen Konzert der Saal unaufgeräumt zurückgelassen wurde. Der dafür verantwortliche Saaldienst war nicht erschienen. Die türkischen Saalbenutzer hatten versucht, etwas Ordnung zu schaffen, waren dann aber vom diensthabenden Wachschatz fortgeschickt worden. Zurück blieb ein Negativbild von „den Türken“ in unserer Hochschule. Eine Integration türkischer Musikkultur in die UdK kam nicht ansatzweise zustande.

Überlegung: Integration ist mehr als bloße Hinzufügung. Wir hatten dem Konservatorium für Türkische Musik mit seiner Community unseren Saal zur Verfügung gestellt. Für die Anbahnung eines integrativen Zusammenwirkens beider Institutionen aber wären sorgfältig geplante gemeinsame Veranstaltungen nötig gewesen. Es fehlte eine transkulturelle Musikvermittlung, um die verschiedenen Musiken, ihre Ausführenden und ihr Publikum in Beziehung zu bringen.

6. Noch eine weitere gescheiterte Integrationsbemühung möchte ich erwähnen. Über zwei Jahrzehnte, von 2000 bis 2021, gab es an der UdK eine sehr erfolgreiche Kursreihe mit dem Titel „Musik für Laien und Liebhaber“. Der Kreis der vielen Teilnehmenden bestand aus musikinteressierten Erwachsenen in überwiegend fortgeschrittenem Lebensalter. Viele begeisterte Rückmeldungen zeigten ihre Freude, sich unter der Leitung erfahrener Musikvermittler*innen intensiv mit Musik zu beschäftigen, sie gemeinsam zu hören, zu erkunden, Eindrücke auszutauschen, Fragen nachzugehen, den eigenen musikalischen und kulturellen Horizont zu erweitern. Ein neues Publikum kam in die UdK. Über die Kurse fanden die „Oldies“, wie wir sie nannten, Interesse an weiteren Angeboten, besuchten Konzerte und Ausstellungen, verbreiteten den guten Ruf der Universität. Die UdK integrierte mit dem für sie kostenneutralen Angebot musikalische Breiten- und Erwachsenenbildung. In vielen Sitzungen wirkten als Gäste von den Kursleitern eingeladene Hochschullehrer, Studierende und Orchestermusiker mit; sie spielten und demonstrierten Musikstücke und kamen ins Gespräch mit den interessierten Laien. Etliche Jahre bestand die Reihe problemlos in einer hochschulrechtlichen Grauzone im Rahmen des Zentralinstituts für Weiterbildung an der UdK. Dann formierte sich dort Widerstand. In vielen Gesprächen mit Leitungspersonen dieses Instituts, der Fakultät und auch des Präsidiums der UdK wurde versucht, die Kursreihe weiterhin aufrechtzuerhalten – ohne Erfolg. Die Begründungen lauteten: Das geltende Hochschulrecht lässt eine durch Kursgebühren finanzierte Reihe, die sich speziell an Laien und Liebhaber wendet, nicht zu. Aufgabe von Hochschulen sind berufsorientierte Aus- und Weiterbildung, nicht aber die Bildung von Laien. Zudem gäbe es nach dem Berliner Hochschulgesetz keinen rechtmäßigen Status für die in der Kursreihe tätigen Lehrenden, da Lehraufträge nur für die reguläre Lehre eingerichtet werden dürfen. Auch versicherungstechnische Bedenken wurden erhoben.

Überlegung: Ich plädiere für ein mutiges Kultivieren hochschulrechtlicher Grauzonen. Als ich einem ehemaligen Kanzler der UdK von dem Ende des Projekts erzählte, sagte er mir: „Früher hätten wir Mittel und Wege gefunden, solch eine erfolgreiches Format irgendwie zu bewahren.“ Ich finde: Ermöglichen und nicht verhindern – das sollte die Aufgabe von Leitung und Verwaltung sein. Neue Ideen und Initiativen passen oft nicht genau in bestehende Strukturen. Das sollte kein Hinderungsgrund sein, sie zu unterstützen. Die zunehmende Tendenz zu bürokratischer Formalisierung und Verrechtlichung befördert eine integrationsfeindliche Unflexibilität. Ordnung muss sein, gewiss, aber sie ist kein Selbstzweck. Dazu noch eine Anekdote: Als Lars Ulrich Abraham 1982 als ehemaliger Rektor der Freiburger Musikhochschule in einer Senatssitzung verabschiedet wurde, würdigte sein Nachfolger ihn mit den Worten: „Sie haben mir eine geordnete Hochschule hinterlassen.“ Abraham, der sehr sorgfältig arbeitete, antwortete, genau dies sei nicht seine Absicht gewesen. „Wir brauchen die Unordnung“, meinte er lächelnd und ernsthaft zugleich.

Ich komme zum Schluss.

Mit der Bemühung um Integration kann und muss jeder und jede Lehrende bei sich selbst beginnen. Sie geschieht in der beständigen Erweiterung des eigenen fachlichen Horizonts, im Austausch und in der Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen, durch Öffnungen von Veranstaltungen, durch fächer- und institutionenübergreifende Kooperationen. Voraussetzungen dazu sind basale Qualitäten wie Aufgeschlossenheit, Lust am lebenslangen Lernen, am Entwickeln und Fördern kreativer Ideen, Kontaktfreude und Menschenfreundlichkeit. Nicht zuletzt zeigen sich integrative Fähigkeiten in der Bereitschaft, bedrängenden und belastenden großen gesellschaftspolitischen Themen wie den Klimawandel und den gegenwärtigen politischen Konflikten und Kriegsszenarien im Zusammenwirken von Lehrenden und Studierenden Raum zu geben. Musik und Leben zusammenzubringen ist vielleicht das höchste integrative Postulat. Natürlich muss man sehen, was jeweils vor Ort möglich ist, wo und wie sich Verkrustungen aufweichen lassen und das Gefüge zum Tanzen gebracht werden kann. Besonders die Musikpädagogik bietet reiche Möglichkeiten für integratives Handeln. Ich sage lieber nicht „das Fach Musikpädagogik“, weil „Fach“ eine abgrenzende, letztlich desintegrative Modellvorstellung beinhaltet. Der Musikpädagogik stehen viele Türen offen: zu verschiedensten Themenfeldern, Nachbardisziplinen, zu Kolleginnen und Kollegen fast aller Fächer, denn sie alle sind in ihrem Fach als Vermittler von Wissen und musikalischen Fähigkeiten musikpädagogisch tätig. Musikpädagogik ist eine universale Disziplin mit schier unbegrenztem Integrationspotential.